



KATE WHITE

AUF DASS

DER TOD

UNS

SCHIEDET

Weltbild

Eine Hochzeit ist mörderisch – aber mit Happy End. Die Gefahr lauert später. Vor allem, wenn eine Brautjungfer nach der anderen einen tödlichen »Unfall« erleidet. Und noch mehr, wenn man selbst eine der letzten überlebenden Brautjungfern ist. Diese böse Erfahrung macht die Reporterin Bailey Weggins. Da niemand sie ernst nimmt, bleibt ihr nur noch eine Hoffnung: Sie muss die Hochzeitsfotos finden, auf denen anscheinend das Mordmotiv ist. Doch irgendjemand ist Bailey bei der Jagd nach den mörderischen Schnappschüssen immer einen tödlichen Schritt voraus...

## **Bailey Weggins Reihe**

1. Wenn Blicke töten könnten
2. Zu schön zum Sterben
3. Auf dass der Tod uns scheidet
4. Nur über ihre Leiche

Kate White

# Auf dass der Tod uns scheidet

Thriller

Aus dem Amerikanischen von Helmut Splinter

# **Weltbild**

## **Die Autorin**

Kate White, geboren am 3.9.1951, ist eine amerikanische Schriftstellerin und Magazin-Editorin. Von 1988 bis 2012 war sie Chefredakteurin der Cosmopolitan. Neben Bestseller-Romanen verfasste sie auch schon zahlreiche Berater über den Weg zum Erfolg. Diese sind besonders an Frauen adressiert, da sie mit diesen ihre eigenen Erfahrungen teilen will.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel `Til Death Do Us Part.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2020 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2004 by Kate White

First published by Warner Books, Inc., an AOL Time Warner Company, New York

Translation rights arranged by The Sandra Dijkstra Literary Agency

All Rights Reserved

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2006 by Verlagsgruppe Random House GmbH

Übersetzung: Helmut Splinter

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-366-2

Für Peg Schmidt, meine Freundin fürs Leben

Als sie ihren Namen an jenem Abend im Januar das erste Mal nannte, wusste ich nichts mit ihm anzufangen, obwohl mir ihre Stimme irgendwie vertraut vorkam. Sie hatte etwas Patziges, schon Anmaßendes, als wollte sie sagen: »Ich habe eine Marc-Jacobs-Tasche und du nicht.«

»Ashley Hanes«, wiederholte sie, diesmal übertrieben betont und verärgert, wie amerikanische Touristen manchmal mit Ausländern reden, die kein Englisch verstehen. »Wir haben uns auf der Hochzeit von Peyton Cross kennen gelernt. Ich war eine der Brautjungfern, erinnerst du dich?«

Oh, stimmt. Das war im vergangenen April in Greenwich in Connecticut auf der abscheulichen Hochzeit von Peyton Cross und David Slavin. Ashley war auf derselben teuren privaten Highschool wie die Braut gewesen und arbeitete jetzt, wenn mich meine Erinnerung nicht täuschte, als Raumausstatterin in Greenwich – obwohl arbeiten offenbar etwas war, das sie eher freiwillig als gezwungenermaßen tat. Langsam tauchte ein Bild in meiner Erinnerung auf: langes, kastanienbraunes Haar, dünn wie ein französisches Baguette und tierisch arrogant. Genau wie der Klang ihrer Stimme. Sie gehörte zu den Frauen, die auf einer Party durch einen hindurchschauen wie durch eine Topfpflanze.

»Ja, genau, tut mir Leid«, entschuldigte ich mich. »Ich bin gerade ein bisschen durch den Wind. Hey, wie geht's dir denn?«

Ich war ziemlich sicher, was als Nächstes kommen würde. Da ich Autorin bei der Zeitschrift Gloss bin, werde ich oft von Leuten angerufen, die ich irgendwann mal kennen gelernt habe und die mich um einen Gefallen in puncto Mode oder Werbung bitten. Aber ich schreibe mutige und wahre Geschichten über Verbrechen und menschliche Schicksale. Mit der Glitzerwelt des Magazins habe ich nichts zu tun. Ach ja, ich heiße übrigens Bailey Weggins, und wenn wir schon dabei sind: Ich bin ganz eindeutig nicht in der Lage, jemandem zu helfen, ein Ford-Model zu werden, an eine Eintrittskarte für eine Chanel-Verkaufsveranstaltung zu kommen oder einen bekennenden Leserbrief darüber zu veröffentlichen, welche Narben nach dem Fettabsaugen am Hintern zurückbleiben.

»Ich brauche deine Hilfe«, sagte sie.

»Gut«, meinte ich. »Wenn es aber ...«

»Es ist was Ernstes, und ich muss mit dir darüber reden.«

»Was Ernstes« für jemanden wie Ashley könnte bedeuten, dass ihr Friseur eine Woche Urlaub hatte, doch sie klang so ängstlich, dass ich mir ehrlich Sorgen machte.

»Geht es um Peyton?«, erkundigte ich mich. Ich hatte zwar letzten Sommer einmal mit Peyton telefoniert, sie aber seit neun Monaten nicht mehr gesehen – seit sie fünfhundert Gäste mit ihrem Vera-Wang-Satinhochzeitskleid mit tief ausgeschnittenem Dekolleté und einer praktischen Querfalte für Brotkrümel aus der Fassung gebracht hatte. Gleich danach war sie mit ihrem neuen, älteren Mann David, der in der Finanzwelt ein Vermögen verdient hatte – was auch immer das heißen mochte –, zu einer Kreuzfahrt zu den griechischen Inseln aufgebrochen.

»Nein. Das heißt, indirekt, ja. Hör mal, über die Angelegenheit möchte ich nicht am

Telefon reden. Können wir uns nicht treffen?«

»In Ordnung. Sag mir nur, wann und wo. Wohnst du immer noch in Greenwich?«

»Ja, aber heute Abend bin ich in New York. Im Hotel Four Seasons. Könntest du auf einen Drink hier vorbeikommen?«

»Heute Abend?«, rief ich. Vor ein paar Stunden hatte es angefangen zu schneien, und als ich auf die Terrasse meiner Wohnung im vierzehnten Stock hinausschaute, sah ich, dass dicke Schneeflocken durch die Luft wirbelten. Ich wohne ganz im Osten von Greenwich Village an der Ecke 9. Straße und Broadway, und bei diesem Wetter ein Taxi zu ergattern, das mich zur 57. Straße bringt, wäre unvorstellbar schwer – ganz zu schweigen, eins für die Rückfahrt zu finden.

»Es ist wichtig«, drängte sie. »Wenn du hörst, was ich zu erzählen habe, wirst du verstehen, warum.«

Offenbar hatte ich keine andere Wahl, als einzuwilligen. Ashley klang, als würde sie ein Nein meinerseits ungefähr genauso erfreuen wie eine Greyhound-Busfahrt. Und wenn die Sache tatsächlich – auch nur indirekt – mit Peyton Cross zu tun hatte, war meine Neugier natürlich geweckt. Wir vereinbarten, dass ich sie in einer Dreiviertelstunde von der Hotelrezeption aus anrufen würde.

Ich las gerade ein Buch, als sie anrief, trug eine ausgeleierte Jogginghose und trank einen löslichen Kakao zu Ehren des Schneesturms, dem ich mich jetzt aussetzen musste. Mehrere Monate zuvor hatte ich mich auf eine feste Beziehung mit einem Mann namens Jack Herlihy eingelassen, doch weil er an der Georgetown University in Washington Psychologie lehrte, sahen wir uns nur am Wochenende. An manchen Abenden sah ich mir einen Film an oder traf mich mit Freunden zum Essen, aber meistens verkroch ich mich zu Hause, entweder alleine oder auf einen Plausch mit meinem siebzig Jahre alten Nachbarn Landon. Obwohl ich mich auf die Wochenenden mit Jack freute, war der Rest der Woche ungefähr so spannend wie die Fernsehnachrichten. Vor nicht allzu langer Zeit hatte Landon seine Befürchtung geäußert, ich könnte aus meiner Wohnung eine Zuflucht für streunende Katzen machen.

Ich zog mir eine enge, dunkle Jeans und einen schwarzen Rollkragenpullover an, steckte mir in dem Versuch, mich ein bisschen aufzutakeln, zwei silberne Creolen in die Ohren und schlüpfte schließlich in meine Schneestiefel, nach denen ich fünf Minuten lang meinen Schrank durchwühlt hatte. Es war in dieser Saison in Manhattan das erste Mal, dass mehr als nur ein paar Schneeflocken vom Himmel fielen.

Als ich nach draußen kam, war ich überrascht, dass bereits fünf Zentimeter Schnee lagen, und der schwer behangene Himmel versprach noch mehr. Ich entschied mich für die U-Bahn, für die Nummer sechs am Astor Place, statt mit viel Zeitaufwand nach einem Taxi zu suchen. Die Linie fuhr bis zwei Straßenblocks ans Hotel heran.

Als der Zug, dessen Boden vom geschmolzenen Schnee nass war, durch den Tunnel polterte, hatte ich Zeit zu überlegen, welche Probleme sich um Peyton Cross zusammengebraut haben mochten. Nach dem, was ich gehört hatte, konnte es in ihrem Leben nicht besser laufen. Anfang dreißig wie ich war sie von denjenigen, die sie bis zur Unerträglichkeit beneideten, zur neuen Martha Stewart – oder vielmehr »Möchtegern-Martha-Stewart« – gekürt worden. Sie führte in einem alten Bauernhaus, der Ivy Hill



Farm am Rande von Greenwich, eine Kombination aus Kochschule, erfolgreichem Cateringservice und Gourmetrestaurant mit Delikatessenladen. Ihr erstes Kochbuch sollte irgendwann dieses Jahr erscheinen, und sie war häufig zu Gast im Food Network. Das Letzte, was ich von ihr gehört hatte, war, dass ihr neuer Ehemann auf ihrer Farm den Bau eines Fernsehstudios finanzierte, damit sie dort ihre eigene Sendung machen konnte.

Ich kannte sie vom College in Brown, wo wir im ersten Jahr zusammengewohnt hatten. Sie war äußerst lebhaft und in einer robust-natürlichen, nicht übermäßig übertriebenen Art hübsch und hatte, meinem Eindruck nach, vor nichts Angst. Obwohl sich einige Jungs von ihr völlig einschüchtern ließen, waren die meisten doch von ihr fasziniert, und gewöhnlich hatte sie mehr als einen im Schlepptau. Sie stand auf gut gebaute Typen von der fiesen Sorte, auf Männer, die bei Frauen einen emotionalen Trümmerhaufen hinterließen. Doch normalerweise drehte sie den Spieß um.

Das Leben mit ihr als Mitbewohnerin war unterhaltsam, aber auch zum Verzweifeln, weil sie mitunter selbstsüchtig und grob war. Sie konnte sich mit mir zum Mittagessen verabreden, ließ mich dann aber eine Stunde in der Cafeteria warten, oder sie lieh sich meine beste Bluse, die anschließend zusammengeknüllt bei den Staubmäusen unter ihrem Bett landete. Mit der Zeit lernte ich, solche Situationen zu vermeiden, so dass ich keinen Grund mehr hatte, Peyton heimlich zu verfluchen. Der Trick war: meine Erwartungen runterschrauben und genießen, was mir geboten wurde.

Im zweiten Jahr zogen wir auseinander, trafen uns aber hin und wieder auf ein Bier. Ich verbandelte mich mit mehreren anderen Frauen, die im Unterschied zu Peyton mit dem Freundinnen-Gen ausgestattet waren. Nach dem College blieben Peyton und ich per E-Mail in Kontakt, aber auch das nicht regelmäßig. Nach meinen Jobs als Reporterin für die Albany Times Union und den Record im Bergen County machte ich mich in der Hoffnung auf den Weg nach Manhattan, bei einer Zeitschrift unterzukommen. Weil Peyton damals bei Food & Wine arbeitete und Rezepte entwickelte, rief ich sie an, um mich ein bisschen zu erkundigen. Sie versprach, mich ein paar Leuten aus der Branche vorzustellen, und zu meiner Überraschung hielt sie Wort. Sie lud mich auch mehrmals nach Greenwich zu Partys ein, die sie für ihr aufstrebendes Unternehmen aus Cateringservice und Eventagentur schmiss. Das war das Komische an Peyton – immer wenn man sie gerade gerne erwürgen würde, schmierte sie einem kräftig Honig ums Maul.

Ich hatte selten eine so üppige Hochzeit erlebt wie ihre. Sie fand in einem historischen Gebäude am Rand von Greenwich statt, und Peytons eigene Firma hatte für das Catering gesorgt. Zum einen hatte sie keinem anderen Unternehmen zugetraut, dass es die Arbeit genauso gut machte wie sie, zum anderen nutzte sie die Sache als PR-Maßnahme für ihre Firma. Freunde von mir hatten gewettet, dass ich an diesem Tag einen reichen Typen aufgabeln würde, doch David Slavin war fünfzehn Jahre älter als Peyton, und alle seine Geschäftskollegen und Freunde hatten dicke Bäuche und benahmen sich äußerst ungehobelt. Ich hatte einen großen Teil des Tages damit zugebracht, mit einem der Kellner zu flirten.

Es schneite noch stärker, als ich an der Ecke 59. Straße und Lexington Avenue aus der U-Bahn stieg. Erleichtert betrat ich schließlich die zweistöckige, marmorne Eingangshalle des Four Seasons. Ich rief oben in Ashleys Zimmer an, um ihr mitzuteilen, dass ich

eingetroffen war, dann ging ich hinüber in die Bar neben der Eingangshalle, wo ich nach dem abgeschiedensten Tisch fragte. Ebenso wie die Eingangshalle war auch hier alles in glänzendem Beige gehalten – die marmornen Wände, die Raffrollos, die Möbel – und für meinen Geschmack zu sehr auf Mausoleum getrimmt.

Obwohl ich mich nicht an Ashley erinnern konnte, als sie sich am Telefon vorgestellt hatte, erkannte ich sie gleich, als sie in der Bar auf mich zusteuerte. Mehrere Köpfe drehten sich nach ihr um. Sie bewegte sich mit der Selbstsicherheit und der Anspruchshaltung einer Tochter aus reichem Hause, ein Auftreten, für das viele der besten Schauspielerinnen mehrere Jahre lang übten, ohne es je bis zur Perfektion zu beherrschen.

Als sie näher kam, merkte ich, dass das pflaumenfarbene Ding, das sie trug, tatsächlich ein Pelzmantel war. Entweder hatte sie vor, anschließend noch auszugehen, oder sie ließ ihn nur ungern im Zimmer zurück. Es war, wie ich vermutete, ein geschorener Biber oder Nerz und bestimmt zwanzigtausend Dollar wert. Ich überlegte, ob auf ihrem Wagen ein Aufkleber mit der Aufschrift Ich bremsen nicht für kleine Tiere prangte.

Sie ließ sich auf den Sessel links von mir fallen, ohne sich mit einem oberflächlichen Luftkuss oder gar einem Hallo aufzuhalten. Ich denke, sie hatte das Gefühl, die Freundlichkeiten schon am Haustelefon abgearbeitet zu haben. Sie hatte ihr kastanienbraunes Haar hinten zusammengebunden, was ihr schlankes, gebräuntes Gesicht noch mehr betonte. Ihre hohen Wangenknochen waren so scharf, dass man riskierte, sich zu schneiden, sollte man ihr zu nahe kommen.

»Hast du schon bestellt?«, fragte sie schroff und schüttelte ihren Pelzmantel ab, unter dem ein ärmelloses Kleid und dünne, nackte Arme zum Vorschein kamen. Nach meinem Rollkragenpullover und den Jeans schielte sie mit einem Hauch von Missachtung, als hätte ich eins dieser knallrosa Plastiklätzchen um, auf denen Ich bin ein Schweinchen steht.

»Nein, ich habe auf dich gewartet«, antwortete ich.

Sie wirbelte den Kopf herum und winkte die Kellnerin herbei. Ashley war ziemlich angespannt, was ich auf die Nachrichten zurückführte, die sie für mich parat hielt. Es schien keinen Grund zu geben, sich mit fünfminütigen Plaudereien aufzuhalten, so dass ich gleich zur Sache kam, nachdem sie einen Dirty Martini und ich ein Glas Cabernet bestellt hatte.

»Dann erzähl mal, um was es geht«, bat ich sie.

»Wann hast du das letzte Mal mit Peyton gesprochen?«

»Ist schon eine Weile her. Letzten Sommer, vermute ich.«

»Erinnerst du dich an die Brautjungfer mit den kurzen, schwarzen Haaren? Jamie Howe?«

Jamie. Sie war die Brautjungfer, mit der ich die meiste Zeit geredet hatte, weil sie auch im Verlagswesen tätig war. Sie hatte Peyton während ihrer Zeit bei Food & Wine kennen gelernt und war anschließend als Redakteurin zu einer anderen Zeitschrift aus dem Bereich Essen und Trinken gewechselt. Sie hatte mir nicht besonders gefallen. Sie war griesgrämig und, wie ich vermutete, eifersüchtig auf Peytons Erfolg gewesen. Immer wieder hatte sie erzählt, welches Glück Peyton habe, dass jetzt David für ihre Eskapaden

bezahlen müsse.

»Klar, sie lebt hier in New York, oder?«

»Lebte«, korrigierte sie mich fast trotzig. »Jetzt ist sie tot.«

»Du machst Witze«, rief ich. Diese Nachricht hatte mich eiskalt erwischt. »Wie das?«

»Durch einen Stromschlag in ihrer Wohnung – unten in der Lower East Side. Es ist im September passiert.«

Einen Moment lang war ich sprachlos, während Ashley zur Stärkung einen Schluck von ihrem Martini nahm. Während sie trank, legte sie ihre Finger mit den natürlich manikürten Fingernägeln vorne an ihr Kleid, als würde dadurch der Wodka leichter rutschen. Als sie das Glas wieder abstellte, drang der widerliche Geruch von Oliven in meine Nase.

»O Mann, ich erinnere mich, gehört zu haben, dass jemand aus der Verlagsbranche so gestorben ist«, meinte ich schließlich. »Aber ich hatte keine Ahnung, dass sie es war. Was genau ist passiert?«

»Ein CD-Spieler ist in die Wanne geflogen, als sie gerade drinsass«, erklärte Ashley.

»Das ist ja furchtbar.«

»Ja. Und es ist kaum zu glauben, dass jemand ein solches Gerät so nah an die Wanne stellt.«

Sie hatte eine komische Art, bei ihren Kommentaren die Nase zu rümpfen. »Was meinst du?«, fragte ich. »Glaubst du ...«

»Bis letzte Woche habe ich mir nicht viel dabei gedacht.« Auf einmal klang sie völlig panisch. »Ich habe Jamie vor der Hochzeit gar nicht gekannt. Aber jetzt pass auf – vor zwei Wochen ist eine weitere Brautjungfer gestorben. Meine Mitbewohnerin Robin Lolly.«

Bei dem Laut, den ich vor Schreck machte, drehte sich sogar so ein Medienmogultyp am Nachbartisch nach uns um. Ashley hatte Recht: Ich konnte kaum glauben, was ich da hörte.

»Wie ist sie gestorben?«, wollte ich wissen.

»Sie hat Antidepressiva genommen, und es kam zu einer tödlichen Wechselwirkung, weil sie sie zusammen mit dem falschen Essen genommen hat.« Tränen traten in ihre Augen, nicht nur ein Zeichen ihrer Trauer, sondern auch ihrer Anspannung.

»Robin?«, fragte ich nach. »Hat sie nicht den Laden auf Peytons Bauernhof geleitet?«

»Ja, ja«, erwiderte Ashley ungeduldig. »Sie war die Hübsche, die mit den langen, blonden Haaren. Kann sein, dass sie noch ihren Ehenamen benutzt hat, als du sie kennen gelernt hast – Atkins.«

»Das ist ja furchtbar«, sagte ich. »Standet ihr euch nahe?«

»Wir waren nicht das, was man beste Freundinnen nennt«, antwortete sie mit einem schnellen Kopfschütteln. »Aber wir kannten uns seit der Highschool. Robin, Peyton, Prudence – sie war die Ehrenjungfer, Erinnerst du dich? – und ich gingen zusammen auf die Greenwich Academy. Robin und ich haben uns seit letzten März ein Haus in der Stadt geteilt. Meine Mitbewohnerin war ausgezogen, und Robin brauchte nach ihrer Scheidung ein Dach über dem Kopf.«

»Ist sie zu Hause gestorben?«

»Nein, sie war ganz allein oben in Vermont in einer Skihütte, die sie von ihren Eltern geerbt hatte. Sie fuhr am Freitag hin, und der Gerichtsmediziner hat gesagt, dass sie kurz

nach der Ankunft gestorben sein muss – obwohl ihre Leiche erst am Montagmorgen von einer Putzfrau entdeckt wurde.« Ihre Stimme überschlug sich beim letzten Satz.

»Das tut mir so Leid«, sagte ich. »Das muss schlimm für dich sein – und für Peyton auch.«

»Hör mal.« Plötzlich packte sie meinen Arm so fest, dass man einen Rettungsspreizer gebraucht hätte, um ihn wieder frei zu bekommen. »Findest du das nicht auch komisch, dass zwei völlig gesunde, junge Frauen, die zusammen auf einer Hochzeit waren, innerhalb weniger Wochen unter solch merkwürdigen Umständen sterben?«

»Willst du damit etwa sagen, dass jemand die beiden umgebracht hat?«, fragte ich. »Weil sie beide Brautjungfern waren?«

»Ich weiß nur, dass daran etwas faul ist – und ich drehe fast durch. Robin und Jamie haben sich erst auf der Hochzeit kennen gelernt, sind dann aber Freundinnen geworden. Jetzt sind beide plötzlich tot – als Ergebnis dieser seltsamen Unfälle. Ich habe Panik, dass mir auch was zustößt.«

»Ich weiß, wie dich das durcheinander bringen muss, aber es hört sich trotzdem nur nach einem grausamen Zufall an.«

Aufgeregt schüttelte sie den Kopf. »Das sagen sie alle – Peyton und alle anderen.«

»Hm, gibt's denn noch was anderes zu der Geschichte?«, fragte ich nach.

»Zunächst mal ist diese Sache mit dem Vermischen von Essen und Medikamenten absurd. Robin wusste sehr genau Bescheid, was sie nicht essen durfte. Sie hat mir erzählt, um welche Lebensmittel es ging, damit ich sie weglasse, falls ich mal für uns beide kochen würde.«

Ich hatte Mühe, mir vorzustellen, dass Ashley, wenn es ums Kochen ging, etwas anderes tat, als irgendeine Hotline anzurufen.

»Aber manchmal belügen die Leute sich selbst, ganz egal, wie streng sie sich angeblich an ihre Diät halten«, gab ich zu bedenken.

Nervös blickte sie sich um, als hätte sie Angst, dass jemand zuhörte, dann beugte sie sich zu mir herüber.

»Nein, sie wusste, wie gefährlich selbst ein kleiner Ausrutscher beim Essen sein konnte. Ich glaube einfach nicht, dass sie sich selbst belogen hat. Aber das ist noch nicht alles. Nach Jamies Tod wurde Robin echt komisch. Sie war nervös und angespannt.«

»Das könnte doch ganz normale Trauer gewesen sein«, schlug ich vor.

Sie stieß einen zittrigen Seufzer aus. »Das glaube ich einfach nicht«, erwiderte sie. »Ich dachte, wenigstens du würdest mich etwas ernster nehmen. Ich glaube, mein Leben ist in Gefahr, und ich muss auf mich aufpassen.«

In ihrer Stimme schwang Panik mit, und der Medienmogul schielte wieder zu uns herüber. Offenbar dachte er, ich wollte Ashley von ihrem Kokstrip runterbringen.

»Ashley, hör mal, du musst dich beruhigen. Selbst wenn das Schlimmste passiert ist und jemand beide umgebracht hat, kann der Zusammenhang darin bestehen, dass sie befreundet waren, und nicht, dass beide auf dieser Hochzeit waren.«

»Nein, nein.« Wieder schüttelte sie heftig den Kopf. »Das ist mir auch etwa eine Minute lang durch den Kopf gegangen, aber dann ist mir was eingefallen. Gleich nach Jamies Tod hat Robin angefangen, mich über die Hochzeit auszufragen. Sie wollte wissen, ob mir an

dem Tag irgendwas spanisch vorgekommen sei.«

Meine Nackenhaare sträubten sich, als hätten sie nur faul herumgehangen und mit halbem Ohr zugehört, aber auf einmal etwas aufgeschnappt, was ihre Aufmerksamkeit weckte.

»Was meinst du mit spanisch?«, wollte ich wissen.

»Ich weiß nicht. Mir ist damals nichts aufgefallen, als sie sagte, in den dämlichen Brautjungferkleidern hätten wir ausgesehen wie riesige Butterkugeln. Als ich genauer nachfragte, meinte sie, ich solle mir keine Gedanken machen. Zu dem Zeitpunkt hatte ich ihre Frage noch nicht mit Jamies Tod in Verbindung gebracht, aber jetzt ist mir klar, dass die beiden Dinge miteinander zusammenhängen.«

Auf meine Frage, ob sie die Polizei darauf hingewiesen habe, meinte sie, sie habe dem Beamten, der wegen Robins Tod ermittelte, auch von Jamies Tod erzählt, doch er sei darauf nicht eingegangen. Da das Ganze in einem anderen Bundesstaat passiert war, strengte sich die Polizei bestimmt nicht sonderlich an, um Zusammenhänge zu erkennen.

»Tja, und was genau soll ich jetzt tun?«, wollte ich schließlich wissen.

»Komm nach Greenwich. Schau dir die Sache einfach an. Ist es nicht das, was du tust?«

Einer Frau wie Ashley war es egal, dass es eigentlich nicht das war, was ich tat. Ja, ich hatte mit ein paar Mordfällen zu tun gehabt, doch im Grunde genommen bin ich nur Reporterin. Aber Mädels mit einem Treuhandvermögen im Rücken haben nur Interesse daran, ihre Bedürfnisse mit dem unter einen Hut zu kriegen, was andere ihnen geben können.

Einen Augenblick lang dachte ich nach, während ich an meinem Wein nippte. Oberflächlich hörte sich die Geschichte nach einem traurigen Zufall an. Doch die Frage, die Robin bezüglich der Hochzeit gestellt hatte, beunruhigte mich. Aber als Allerletztes wollte ich mit Peyton reden. Sie musste bei der ganzen Sache schon konfus genug sein.

Dennoch versprach ich Ashley, dass ich nach Greenwich fahren würde, um mit Peyton zu reden und vielleicht ein paar weitere Untersuchungen anzustellen. Der nächste Tag, ein Mittwoch, wäre sogar eine gute Gelegenheit, um die einstündige Fahrt auf mich zu nehmen, weil ich am Donnerstagnachmittag im Gloss zu einer Besprechung mit der stellvertretenden Chefredakteurin zurück sein musste. Ich notierte mir Ashleys Nummer und meinte, ich würde mich am nächsten Tag mit ihr in Verbindung setzen, wenn ich wüsste, wann ich aufbrechen würde.

Wir baten um die Rechnung, die sie übernahm, obwohl ich kurz den Eindruck hatte, sie wollte den Betrag aufteilen. Typisch. Nachdem ich sie zum Fahrstuhl begleitet hatte, huschte ich durch den Hinterausgang auf die 58. Straße. Es schneite immer noch heftig, und Autos krochen mit durchdrehenden Reifen auf den Straßen dahin. Wie durch ein Wunder tauchte ein gelbes Taxi auf, das mir niemand vor der Nase wegzuschnappen versuchte. Als ich mich hinten auf die warme Rückbank zusammenkauerte, merkte ich, dass sich mein Magen verkrampft hatte. Das Gespräch mit Ashley hatte mich völlig durcheinander gebracht.

In meiner Wohnung zog ich Mantel und Schuhe aus, ohne das Licht einzuschalten, und ließ mich aufs Sofa fallen. Ich lebe nicht gerade wie eine der Hilton-Schwwestern, aber für ein allein stehendes Mädchen in Manhattan habe ich eine ziemlich hübsche Wohnung –

ein Schlafzimmer, im Wohnzimmer ist noch Platz für einen Esstisch, und es gibt einen Balkon. Dieser geht nach Westen, der Ausblick ist nichts Besonderes, aber ganz reizend. Ich sehe Dutzende von grauen, roten und sandsteinfarbenen Gebäuden mit alten, mit Schindeln gedeckten Wassertürmen, die über die Dächer verteilt sind.

Mein Wohnzimmer leuchtete im funkelnden Licht der Schneedecke auf meiner Terrasse. Ich ließ mich nach hinten in die Kissen sinken und versuchte, mir Peytons Hochzeit in Erinnerung zu rufen. Vieles davon war in meinem Gedächtnis bereits verschwommen, doch die wichtigsten Einzelheiten waren noch da. Der Gottesdienst in einer evangelischen Kirche in Greenwich hatte nur eine Viertelstunde gedauert, die anschließende Feier allerdings mehrere Stunden, angefangen mit Cocktails und, abgesehen von anderen extravaganten Leckereien, reichlich Wodka und Kaviar. Zum fünfgängigen Menü am Abend gehörte ein Gang mit Käse, bevor das Dessert gereicht wurde.

Das Telefon neben dem Sofa ließ mich auffahren. Ich nahm ab. Es war Jack, der mir nur eine gute Nacht wünschen wollte.

»Ich hab's schon mal versucht«, sagte er. »Ich wusste gar nicht, dass du heute Abend ausgehen wolltest.« Nicht anklagend, nur neugierig. Ich platzte mit der ganzen Geschichte heraus.

»Das ist sicher komisch«, meinte er. »Aber ich würde mir deswegen keine Sorgen machen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es nur Zufall.«

»Widersprichst du damit nicht einer gewissen Wahrscheinlichkeit?«, fragte ich, weil ich wusste, dass er sich als Seelenklempler mit solchem Kram auskannte.

»Eigentlich nicht. Das nennt man Cluster oder Anhäufung – eine Ansammlung willkürlicher Ereignisse, die eine gewisse Bedeutung zu haben scheinen, weil überdurchschnittlich viele davon auf einmal vorkommen. Aber mehr sind sie nicht – willkürlich und völlig bedeutungslos.«

Er wiederholte, dass ich mir keine Sorgen machen solle, dann besprachen wir das bevorstehende Wochenende. Das Thema lenkte mich vorübergehend ab, aber sobald ich aufgelegt hatte, wurde ich erneut unruhig. Die beiden Todesfälle könnten voneinander unabhängig sein, aber es blieb die seltsame Frage, die Robin an Ashley gestellt hatte: War an der Hochzeit irgendwas komisch gewesen? Ich konnte mir allerdings nicht vorstellen, welches Ereignis an diesem Apriltag dazu geführt haben mochte, zwei Frauen umzubringen, die sich erst kennen gelernt hatten.

Schließlich schaltete ich das Licht ein und tapste den Flur entlang in mein winziges Büro, das einmal ein begehrter Kleiderschrank gewesen war. Dort kramte ich in meinem Schreibtisch, bis ich das Foto von der Hochzeit gefunden hatte, das mir Peyton vergangenen Sommer als Erinnerung geschickt hatte. In der Mitte standen Peyton und David, links von ihm sein Trauzeuge, Trip, einer seiner Geschäftspartner, und mehrere ältere Freunde, mit denen ich an jenem Wochenende kaum gesprochen hatte. Rechts von Peyton standen die Ehrenjungfer und die fünf Brautjungfern. Und mittendrin ich mit meinem kurzen, bräunlich blonden, zu einer Doris-Day-Frisur gesprayten Haar, meine einsachtundsechzig unter meterweise gelbem Taft begraben.

Na ja, das war der Grund, warum mich Ashleys Geschichte so beunruhigte – ich war auf Peyton Cross' Hochzeit ebenfalls eine der Brautjungfern gewesen.

Ich weiß, was ihr euch jetzt fragt: Wenn mich Peyton Cross als so gute Freundin ansah, dass sie mich bat, bei ihrer Brautjungfern-Truppe mitzumachen, warum hatte ich sie dann seit ihrer Hochzeit nicht mehr gesehen?

Nun, habt ihr jemals den Ausdruck Bridezilla gehört? Damit ist eine Braut gemeint, die sich wie ein Monster benimmt, so dass sich am Ende der Hochzeitsfeier alle Beteiligten fühlen, als wären sie terrorisiert und fast zu Tode getrampelt worden. Diese Beschreibung passt auf Peyton wie die Faust aufs Auge. Wie gesagt, war es in ihrem Leben schon immer nur um sie selbst gegangen, doch während der Wochen vor ihrer Hochzeit wurde klar, dass sie sich zu einer Wahnsinnigen, zu einer wahren Überhexe entwickelte.

Sie hatte nicht nur diese scheußlichen Kleider für ihre Hochzeitsfeier ausgesucht und darauf bestanden, dass auch alles andere, einschließlich der hautfarbenen Donna-Karan-Strumpfhose, völlig identisch war – es hatte nur noch gefehlt, dass sie unsere Höschen inspizierte, ob sie zusammenpassten –, sie hatte auch irrsinnige Anforderungen an den Rest unseres Erscheinungsbildes gestellt. Uns war es verboten, während der zwei Monate vor der Hochzeit Sonnenbäder zu nehmen, damit sie nicht blasser aussah als wir. Ohne ihre Erlaubnis durften wir auch unser Haar nicht aufhellen. Ständig bombardierte sie uns per E-Mail mit neuen Einzelheiten über das Ereignis und unsere Rollen darin. Am Abend vor der Hochzeit wurden die zwei Wagenladungen mit Brautjungfern auf dem Weg von der Kirche zum Probeessen durch einen Verkehrsunfall aufgehalten. Deswegen kamen wir etwa fünfundzwanzig Minuten zu spät. Statt sich nach unserem Befinden zu erkundigen, zog Peyton eine Fresse, putzte uns vor ihren Gästen runter und behauptete, wir hätten den Ablauf des Abends gestört.

Ich war ohnehin überrascht gewesen, dass mich Peyton überhaupt zu dieser dämlichen Hochzeit eingeladen hatte. Oder vielmehr hatte sie mich informiert, dass ich diese Ehre zu akzeptieren hätte. Ihre Strategie war gewesen, mich im Herbst aus heiterem Himmel anzurufen und auszufragen, was ich am dritten Wochenende im April vorhabe. Als ich antwortete, »spontan würde ich sagen, nichts«, hatte sie mich gefragt, ohne ein Nein zu akzeptieren. Sie hatte mich daran erinnert, dass sie mir damals im College versprochen habe, mich zur Hochzeit einzuladen, egal, wann diese stattfinden würde. Natürlich war ich wie vor den Kopf gestoßen, weil ich mich an ein solches Versprechen nicht erinnerte.

Als das Hochzeitswochenende immer näher rückte, schienen die anderen Brautjungfern bereit, die Vergangenheit ruhen zu lassen. Sie gaben die Schuld an Peytons Verhalten der stressigen Situation à la Der Sturm: zu heiraten, dann auch noch den reichsten Mann der Stadt zu heiraten und die Feierlichkeiten von der eigenen Cateringfirma ausrichten zu lassen. Mehrere der Brautjungfern arbeiteten für Peyton, so dass ich vermute, dass sie ihr verzeihen oder auf ihr Gehalt verzichten mussten. Doch ich war darauf nicht angewiesen, und keine Bluepoint-Austern, kein Beluga-Kaviar und kein Veuve-Cliquot-Champagner auf der Welt konnten ihr schlechtes Benehmen wieder wettmachen. Also beschloss ich, Peyton einfach für eine Weile zu meiden. Als sie im August anrief und mich zu einer Sonderveranstaltung in ihrer Kochschule einlud, lehnte ich höflich ab. Ich glaube, sie

wusste, dass ich stinksauer war – aber vielleicht auch nicht. Zu dem Zeitpunkt war ich schon überzeugt, dass die einzige Laune, für die sich Peyton Cross interessierte, ihre eigene war.

Nichts von alledem hielt mich davon ab, bei Peyton zu Hause anzurufen, sobald ich am Mittwochmorgen meinen Kaffee gekocht hatte. Jemand, der sich wie eine Haushälterin anhörte, sagte, Peyton sei bereits zur Farm rausgefahren. Von der dortigen Telefonzentrale wurde ich zu ihr durchgestellt.

»Oh, Bailey, das ist wirklich lieb, dass du anrufst«, meinte sie, nachdem ich ihr erzählt hatte, dass ich von den Tragödien gehört hatte. »Du kannst dir sicher vorstellen, wie schrecklich es hier war.«

Ich erzählte, dass ich gegen Mittag in Greenwich sein wolle und hoffe, bei ihr auf der Farm vorbeischauchen zu können. Ich mache mir Sorgen wegen der Todesfälle und wolle die Gelegenheit ergreifen, ein bisschen mehr darüber in Erfahrung zu bringen. Sie zögerte ein paar Sekunden, entweder, weil ich sie mit meiner Bitte überraschte, oder weil sie nicht scharf auf meinen Besuch war. Doch schließlich erklärte sie, ich solle auf jeden Fall vorbeikommen.

Als Nächstes rief ich Ashley an, die schon beim ersten Klingeln abnahm. Wir vereinbarten, dass ich zuerst im Stadthaus vorbeischauchen sollte, in dem sie zusammen mit Robin gewohnt hatte. Stichpunktartig beschrieb sie den Weg. Leute, die in schicken Gegenden wohnen, bilden sich immer ein, man müsste wissen, wie man zu ihnen findet. Also bereicherte ich meine Hieroglyphen mit Hilfe eines Routenplaners aus dem Internet.

Ich bestellte meinen Jeep in der Garage für elf Uhr, anschließend erledigte ich noch ein paar Anrufe in der Hoffnung, dem bisschen, das Ashley mir über Robins und Jamies Tod verraten hatte, mehr Volumen zu verleihen. Mein erster Anruf galt Paul Petrocelli, einem Arzt von der Notaufnahme, der mir manchmal als Quelle dient. Ich hatte ihn einmal für eine Geschichte interviewt, und seitdem freute er sich immer, wenn ich ihn zu Grundfragen der Medizin löcherte. Ich hatte Glück: Er nähte gerade niemanden zu und pumpte keinen Magen leer, so dass er Zeit zum Reden hatte. Ich fragte, ob er über Antidepressiva Bescheid wisse, die sich mit bestimmten Lebensmitteln nicht vertrugen.

»Das muss ein MAO-Inhibitor sein«, erklärte er wie selbstverständlich.

»Könnten Sie das ein bisschen näher erläutern?«

»Monoaminoxidase-Inhibitoren gehören zu den Antidepressiva. Sie sind der Rettungsanker für Leute, die auf die neuen Medikamente wie Prozac nicht reagieren. Sie waren mal ziemlich beliebt, bis sich herausstellte, dass es einen schwer wiegenden Nachteil gibt: Wenn man sie mit bestimmten Lebensmitteln mischt, können sie den Blutdruck in die Höhe treiben – manchmal so hoch, dass der Betreffende stirbt.«

»Was für Lebensmittel?«

»Die Liste ist ziemlich lang. Konserviertes Fleisch – Sie wissen schon, Salami, Wurst, solche Sachen eben. Sojasoße, Kaviar, Hähnchenleber, glaube ich. Bier. Und Käse. Vom Käse muss man auf jeden Fall die Finger lassen. Manchmal wird dieses Bluthochdruckphänomen sogar als Käsereaktion bezeichnet.«

»Was genau passiert dabei?«

»Also gut, unterbrechen Sie mich, wenn ich zu technisch werde. MAO-Inhibitoren führen



im Gehirn zu einer Erhöhung von Tyramin, einem Molekül, das den Blutdruck beeinflusst. Das alleine ist noch kein Problem. Aber diese Nahrungsmittel, die ich aufgezählt habe, enthalten Tyramin. Plötzlich hat man viel mehr im Körper, als man verträgt. Ein Zuviel an Tyramin kann dazu führen, dass die Blutgefäße im Gehirn platzen.«

»Dann wäre man also ziemlich dumm, wenn man solches Zeug essen würde.«

»Ja, aber manche Leute können einfach nicht widerstehen – wie bei jeder Diät. Sie probieren ein bisschen und stellen fest, dass nichts passiert. Das ist so, weil Nahrungsmittel nicht immer dieselbe Menge Tyramin enthalten. Man kann sich vielleicht ein oder zwei Mal in die Tasche lügen, aber beim dritten oder vierten Mal passiert's dann.«

»Wie lange dauert es, bis es zu einer Reaktion kommt?«

»Ein paar Stunden, würde ich sagen. Jedenfalls tritt sie nicht sofort ein.«

»Noch eine Frage: Könnte man jemanden umbringen, der einen MAO-Inhibitor einnimmt, indem man veranlasst, dass er diese Nahrungsmittel zu sich nimmt?«

»Bei Ihnen geht's wohl immer nur um Mord, Bailey«, stellte er kichernd fest. »Hm, ich nehme an, man könnte es jemandem beim Essen unterjubeln. Aber in den meisten Fällen lassen die Leute ihre Diät einfach sausen. Sie geben sich der Versuchung eines leckeren, schon zerlaufenen Brie hin, was sich dann als tödlicher Fehler erweist.«

Ich dankte ihm für seine Info und legte auf. Als Nächstes rief ich die Food-Redakteurin im Gloss an, die, wie ich vermutete, Jamie bestimmt über den Weg gelaufen war und vielleicht Einzelheiten zu ihrem Tod gehört hatte. Doch in ihrem Büro hob niemand ab. Ich hinterließ eine Nachricht, wusste aber aus Erfahrung, als ich sie einmal wegen irgendwelcher Rezepte angerufen hatte, dass sie ihren AB nur selten abhörte.

Als ich kurz nach elf vors Haus trat, waren die Straßen völlig geräumt, doch die Stadt sah immer noch aus wie ein Wunderland. Der weiße Schnee glitzerte in der Sonne, weil der Verkehr nicht stark genug war, um die Haufen entlang der Straße wie riesige schwarze Schlackensteine aussehen zu lassen.

Die erste Hälfte der Fahrt nach Greenwich war einfacher als erwartet. Die Highways waren fast frei, und es herrschte nur wenig Verkehr. Doch Greenwich selbst war eine ganz andere Geschichte. Die Greenwich Avenue, die mit tadellos gepflegten Geschäften gesäumte Hauptstraße, war mit Autos verstopft. Offenbar ließ man sich hier durch den Schnee nicht davon abhalten, teuren Wein und Twinsets aus Kaschmirwolle zu kaufen.

Mein Exmann hatte einmal vorgeschlagen, uns in den Vororten umzuschauen, damals hätte ich fast einen Panikanfall bekommen. Ich hatte mich in New York verliebt und konnte mir nicht vorstellen, wieder wegzuziehen. Natürlich war das, bevor ich herausfand, dass er hoffnungslos spielsüchtig war. Bald danach hatte sich herausgestellt, dass wir für den Rest unseres Lebens nirgendwo mehr zusammenwohnen würden.

Als ich schließlich Ashleys Stadthaus nicht weit vom Zentrum von Greenwich entfernt erreichte, öffnete sie die Tür ebenso schnell, wie sie am Telefon geantwortet hatte. Sie war in helle Pfirsichtöne gekleidet, und die Zigarette in ihrer Hand machte den Anschein, als rauchte sie ein Stück der Alaska-Pipeline.

»Hübsches Haus«, bemerkte ich, als ich eintrat. Das Wohnzimmer war ganz in Rot und Gold gehalten, das Thema waren Affen – Affen, die auf Stoff tanzten, Affenlampen, ein

Affe mit einer Blumenpotpourri-Schüssel auf dem Rücken. »Hast du das selbst entworfen?«

»Natürlich«, meinte sie mit einer ausdruckslosen Mischung aus Verzweiflung und Herablassung. »Ich bin Raumausstatterin. Möchtest du was zu trinken?«

»Für einen Kaffee könnte ich jemanden umbringen«, antwortete ich. Angesichts meiner bescheidenen Wortwahl schien sie zusammenzuzucken.

»Ich habe nur diese teebeutelartigen Dinger«, informierte sie mich. Ich war so gierig, dass ich mich sogar damit einverstanden erklärte.

Sie führte mich in eine kleine Küche mit einer schwarzgrünen Granitarbeitsplatte und neuen, glänzenden Armaturen. Nirgendwo ein Schmutz- oder Fettfleck zu erkennen, alles picobello aufgeräumt. Scheinbar hatte es hier in den letzten Tagen nur Cracker zum Essen gegeben.

Ashley drückte ihre Zigarette aus und füllte den Kessel mit Wasser. Mit ruckartigen Bewegungen zündete sie den Gasherd an, sie schien genauso unter Strom zu stehen wie am Abend zuvor.

»Ashley, du musst dich wieder beruhigen«, meinte ich.

»Eigentlich dachte ich, dass meine Angst verfliegen würde, wenn ich mit jemandem darüber rede. Aber das Gegenteil ist der Fall – seit gestern Abend habe ich noch mehr Angst als vorher.«

»Aber die beiden Todesfälle könnten wirklich Zufall sein.«

»Und was ist mit Robins Frage, ob mir bei der Hochzeit irgendwas Komisches aufgefallen war?«

»Vielleicht hatte sie dabei gar nicht Jamies Tod im Kopf. Kann sein, dass sie an was ganz anderes gedacht hat. Wie kam es eigentlich, dass die beiden so gute Freundinnen wurden?«

»Nach dem, was sie mir erzählt hat, sind sie einfach ins Gespräch gekommen«, begann sie. »Beim Probeessen oder bei der Hochzeit. Jamie hatte kurz vorher mit jemandem Schluss gemacht, glaube ich, und Robin hatte sich gerade erst von ihrem Mann getrennt. Robin hat erwähnt, dass sie viel über ihre Situationen geredet haben. Wahrscheinlich haben sie sich gegen die bösen Männer verbündet.«

Als der Kessel schrill zu pfeifen begann, sprang Ashley vor Schreck fast an die Decke. Sie goss heißes Wasser in eine leuchtend rote Tasse und tauchte angewidert den Kaffeebeutel mehrmals hinein. Es sah aus, als wollte sie eine Maus ersäufen.

»Milch?«, fragte sie.

»Ja, bitte. War das der Grund, warum Robin MAO-Inhibitoren genommen hat? Ich meine, ihre Scheidung?«

»Bitte?«

»MAO-Inhibitoren. Das ist die Art von Antidepressiva, die sie, wie ich glaube, genommen hat.«

»Robin hatte seit der Highschool Depressionen. Sie hatte Sachen wie Prozac und Paxil probiert, aber nichts schien bei ihr zu wirken, immer gab es diese furchtbaren Nebenwirkungen. Nachdem sie der Arzt letzten Sommer auf ein anderes Medikament gesetzt hat – ich weiß nicht, ob es das war, von dem du redest –, ging es ihr richtig gut.«

»Hatte sie Schwierigkeiten, die Diät einzuhalten? Ich habe gestern ein bisschen recherchiert, scheinbar gibt es eine Menge Lebensmittel, die verboten sind, wenn man ein solches Medikament nimmt.«

»Ich bin sicher, dass es schwierig war. Robin hat gerne gegessen. Peyton war sogar sauer, weil Robin vor der Hochzeit noch ein paar Pfund zugenommen hat. Aber das heißt nicht, dass sie mit der Diät geschummelt hat. Wie ich schon gestern gesagt habe, war sie äußerst vorsichtig mit den Sachen, die sie nicht essen durfte.«

»Weißt du, bei welchem Psychiater sie war?«

»Nein, aber ...« Mit ruckartigen Bewegungen ging sie durch die Küche, riss eine Schublade auf und reichte mir einen zerknüllten Zettel. Auf diesem waren mit Kugelschreiber die Initialen C. B. sowie eine Telefonnummer mit einer mir unbekanntem Vorwahl geschrieben.

»Das hier hatte Robin an den Kühlschrank gehängt. Als ich sie fragte, wer das sei, meinte sie, das sei ihr Rettungsanker.«

»Sind noch irgendwelche Sachen von ihr hier?«, erkundigte ich mich und schrieb mir die Nummer ab.

»Sehr wenige. Ihre Eltern sind beide tot, aber in der Stadt wohnt ein Bruder von ihr. Ein paar Tage nach der Beerdigung sind er und seine Frau aus heiterem Himmel aufgetaucht und haben die Kleider, den Schmuck und die wichtigen Papiere mitgenommen. Sie benahmen sich schon an der Grenze zur Unverschämtheit. Ich hatte fast das Gefühl, sie dachten, ich wollte mir ein paar Sachen unter den Nagel reißen.«

Als ich fragte, ob ich die restlichen Sachen einmal durchschauen dürfte, führte sie mich nach oben in den ersten Stock. Das Schlafzimmer war schockierend leer. Cremefarbene Wände, einfache Rollos und außer einem Doppelbett, einer Kommode und einem Tisch keine Möbel und keine Dekoration.

»Ziemlich schlicht«, stellte ich fest.

»Es sah nicht viel anders aus, als Robin hier gewohnt hat – sie hat es nie fertig gebracht, sich richtig einzurichten. Ich glaube, sie brauchte Zeit, um sich daran zu gewöhnen, dass sie wieder alleine war.«

»Warum haben sie sich getrennt?«

»Brace arbeitet wie ein Besessener an der Wall Street. Als sie verheiratet waren, ist er praktisch jeden Abend mit Kunden ausgegangen, ständig bekam er mitten in der Nacht Anrufe aus Japan und sonst woher. Er hatte nie Zeit für Robin, was ihre Depression noch schlimmer machte. Natürlich hat ihm in dem Moment, als sie sich getrennt haben, alles Leid getan, und er hat ständig angerufen und gesagt, er würde sich ändern. Ein paar Mal hat sie mit ihm darüber geredet, dass sie wieder zu ihm zurückgeht, bis ihr klar wurde, dass er sich nicht ändern würde. Schließlich hat er die Botschaft kapiert und sich zurückgezogen.«

Ich trat an den kleinen Schreibtisch und ließ den Blick darüber wandern. Nichts Auffälliges: leere Ordner, Umschläge, ein Stapel mit Katalogen für Küchenausstattungen.

»Worin genau bestand Robins Arbeit bei Peyton?«

»Sie hat den Laden geleitet und war auch für den Einkauf zuständig. Sie hat die ganzen Küchenutensilien und Feinschmeckerwaren bestellt, die dort verkauft wurden. Peyton

hatte die Idee für eine eigene Produktlinie, auch darum hat sich Robin gekümmert.«

»Sie und Peyton standen sich ziemlich nahe?«

»Relativ. Sie kannten sich seit der Grundschule. Ich glaube, ihre Beziehung basierte eher darauf, dass sie sich seit Ewigkeiten kannten, als auf irgendwelchen Gemeinsamkeiten. Die Arbeit erfüllte für beide ihren Zweck. Robin hatte immer das Gefühl, dass sie in irgendeinem großen Büro nicht zurechtkommen würde – der Laden war für sie also perfekt. Und Peyton war immer lieber von Leuten umgeben, die sie kannte. Ehrlich gesagt, hatte ich Robin ermutigt, sich nach was anderem umzuschauen, besonders seit es ihr besser ging. Peyton ... nun, du hast sie in Aktion gesehen. Im letzten Jahr wurde sie sehr fordernd, für sie zu arbeiten, ist kein Zuckerschlecken.«

»Was ist mit dir? Du arbeitest doch auch für sie, oder?«

»Ja«, antwortete sie mit einem Nasenrumpfen. »Aber nur sporadisch. Peyton hat Gefallen am Einrichten gefunden, als sie ihr Haus umgestaltet hat, mittlerweile nimmt sie große Projekte gern selbst in die Hand. Bei kleinen oder langweiligen Sachen bezieht sie mich mit ein. Eigentlich bin ich gerade auf ihrer Farm mit einem Projekt beschäftigt – das Silo soll in eine Galerie umgewandelt werden. Damit wollte sich Peyton nicht abgeben.«

»War das ein Problem für dich, als du weniger Aufträge von Peyton bekamst?«

»Nein. Mein Geschäft ist sowieso aus den Fugen geraten – zum Teil, weil ich anfangs für Peyton gearbeitet habe.« Aus ihrer Stimme waren weder Dankbarkeit noch Verbitterung herauszuhören, als hätte sie die Tatsache akzeptiert, dass Peyton nimmt und Peyton gibt.

Ich drehte mich wieder zum Schreibtisch und zog eine Schublade auf. Darin lagen ein paar Postkarten, ein Bündel Kugelschreiber, die mit einem Gummi zusammengehalten wurden, eine Sandnagelfeile und Briefpapier. Ich hob das Papier an und entdeckte darunter einen Umschlag von einem Fotolabor. Als ich die Klappe mit dem Daumen anhob, rutschte ein Stapel Bilder heraus, etwa zwei Dutzend Aufnahmen von Peytons Hochzeit, die ich mir der Reihe nach ansah.

»Ich habe Robins Bruder eine Schachtel mit ihren Fotos gegeben, diese hier habe ich nicht gesehen«, erklärte Ashley. »Vielleicht hat sie sie mit einer der Wegwerfkameras aufgenommen, die auf den Tischen lagen und die man am Ende der Feier zurückgeben sollte, aber ich vermute, Robin wollte die Bilder einfach behalten.«

»Ja, außer ...«

»Außer was?«, bohrte sie ängstlich nach. Sie hörte sich an, als würde sie gleich ausrasten.

»Ich glaube nicht, dass Robin diese Bilder aufgenommen hat«, meinte ich. »Schau, sie ist auf so vielen selber drauf. Und die Bilder sind nicht gestellt, so dass sie bestimmt niemanden gebeten hat, welche von ihr zu machen.«

Ich blätterte wieder durch den Stapel. Zwei Fotos zeigten Peyton alleine in ihrem tollen Hochzeitskleid, und eins war von David und Peyton, die sich unter freiem Himmel in der Abenddämmerung leidenschaftlich küssten. Es gab auch eine Reihe Bilder mit Gästen, die sich unterhielten und tanzten, und noch ein paar mit allen Brautjungfern. Allen bis auf eine.

»Ich glaube, Jamie hat die Bilder gemacht, nicht Robin«, überlegte ich. »Sie ist die